

studio bremen[▶ Aktuelle Sendung](#) [▶ Vorschau](#) [▶ Archiv](#)[zurück](#)▼ **Sendemanuskript**

"Von Danzig lernen ... "

Ein Bremer Historiker im Solidarnosc-Winter 1980/81 in Gdansk

Ein Essay von Prof. Dr. Imanuel Geiss (Universität Bremen)

Sendung: Studio Bremen, 12.5.2001, 17.05-18.00 Uhr

Im Folgenden möchte ich über meinen Aufenthalt als Gastprofessor am Historischen Institut der Universität Danzig im denkwürdigen Solidarnosc-Winter 1980/81 berichten. Vor allem möchte ich Rechenschaft ablegen darüber, was ich in jenen vier Monaten als deutscher Geschichtspräsident dazulernte - über die Geschichte Polens und der deutsch-polnischen Beziehungen sowie über Danzig als besonderen Schnittpunkt der Beziehungen zwischen beiden Nachbarländern. Dieser Bericht ist gleichzeitig ein bescheidener Dank für den vielfältig augenöffnenden Lerngewinn, den mir mein Aufenthalt ermöglichte. Denn gemäß dem olympischen Motto: "Dabei sein ist alles" war es auch damals in Danzig schon eine ganze Menge, einfach nur teilzuhaben an den Ereignissen - selbst ohne Kenntnis der polnischen Sprache.

I.

Zunächst möchte ich kurz darlegen, wie und mit welchen Ideen und Erfahrungen im Gepäck ich nach Polen und Danzig kam: Als Westdeutscher des Jahrgangs 1931, geboren und aufgewachsen in Frankfurt am Main, hatte ich als Kind im Dritten Reich natürlich vollen Anteil an den deutschen Vorurteilen gegenüber Slawen im allgemeinen und Polen insbesondere. Immerhin fällt meine erste Begegnung mit Polen in die Jahre 1943/44, als der Bombenkrieg auch Frankfurt am Main erreichte und ich mit der Kinderlandverschickung ins Generalgouvernement Polen nach Krynica in den Beskiden evakuiert wurde. Zunächst hatte ich die kindlich-romantische Idee, ich könnte in Krynica Polnisch lernen, nicht ahnend, dass wir als Mitglieder des "Herrenvolkes" keinen Kontakt zur polnischen Bevölkerung haben durften. Auch hatte ich keine Vorstellung davon, wie schwer Polnisch ist - vielleicht eine der schwersten Sprache der Welt. Anfang 1944 lernte ich zweimal kurz Krakau unter deutscher Besatzung kennen, meine erste ausländische Großstadt überhaupt. Beim zweiten Mal, am 15. Mai 1944, sah ich im Hauptbahnhof von Krakau einen Zug nach Auschwitz, ohne damals schon zu erfassen, was ich gesehen hatte.

Das dämmerte mir erst in zwei Schüben während und nach der Arbeit an meiner Dissertation mit dem Titel "Der polnische Grenzstreifen 1914 bis 1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszieldpolitik im Ersten Weltkrieg", die ich 1959 an der Universität Hamburg einreichte. Der "polnische Grenzstreifen" umschrieb Pläne der deutschen Reichsleitung, nach einem Sieg im Ersten Weltkrieg entlang der deutschen Ostgrenze einen ca. 50 bis 100 km breiten Streifen zu annektieren und die dort lebende polnische Landbevölkerung mit administrativem Zwang innerhalb von zehn Jahren nach Rumpf-Polen abzudrängen. Uneinigkeit herrschte damals darüber, was mit den Juden zu tun sei: Ein Flügel der Reichsleitung wollte sie als germanisierendes Element behalten, andere wollten sie, resolut antisemitisch, ebenfalls "abschieben". Die "völkische Flurbereinigung", wie es in Anlehnung an Vorgänge während der beiden Balkankriege 1912/13 hieß, wies in Zielen und Konsequenzen schon auf das Dritte Reich und seine noch brutaleren Methoden voraus. Seit meiner Doktorarbeit war mir deutlich, dass es für die deutsche Politik und Öffentlichkeit notwendig war, die Oder-Neiße-Grenze anzuerkennen, als hart, aber logisch.

notwendig war, die Oder-Neiße-Grenze anzuerkennen, als harte, aber logische Folge deutscher Expansionspolitik im Ersten und erst recht natürlich im Zweiten Weltkrieg.

Als meine Dissertation 1964 auf Polnisch erschien, war sie, wie mir später ein Danziger Kollege versicherte, die erste Arbeit eines deutschen Historikers, die ins Polnische übersetzt wurde. Mitten im Kalten Krieg und in der mentalen Dominanz der deutschen Landsmannschaften aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Grenze - galt meine bescheidene Doktorarbeit als erste Frühlingsschwalbe vom Rhein. In der Bundesrepublik dagegen wurde ich ihretwegen zur persona non grata, mit Pressionen, die heute kaum glaublich erscheinen: Sogar der sozialdemokratischen Friedrich-Ebert-Stiftung war meine loyale Mitteilung, dass meine Dissertation ins Polnische übersetzt werde, ein Grund, mich aus ihrer Forschungsstelle zu entlassen. Immerhin fand ich später, nach meiner Habilitation über ein afrikanisches Thema, akademisches Asyl in der neu gegründeten Universität Bremen.

Über die Partnerschaft, die Bremen und Danzig 1976 als erste deutsch-polnische Städtepartnerschaft überhaupt schlossen, intensivierte sich mein Kontakt zu Polen. So durfte ich, als wenig später die Universität Bremen Verbindungen zur Universität Gdansk aufnahm, mit der ersten Bremer Universitätsdelegation nach Danzig reisen. Dort stand natürlich der Austausch von Wissenschaftlern auf der Tagesordnung. Auf die Frage, welchen Gastprofessor sich die polnischen Kollegen wünschten, antwortete ein Kollege im Historischen Institut der Universität Gdansk damals: "Selbstverständlich Sie!" - wegen meiner unter polnischen Historikern bekannten Dissertation über den polnischen Grenzstreifen. So kam ich 1980 nach Danzig.

II.

Am 2. Oktober traf ich in in der polnischen Hafenstadt ein, mitten in einer Zeit der politischen und gesellschaftlichen Gärung eines sich verwandelnden Polen. Die Auguststreiks unter Lech Walesa hatten erstmals die kommunistische Staatsmacht auf breiter Front herausgefordert und zum Zurückweichen vor der freien Gewerkschaftsbewegung Solidarnosc gezwungen, die zum Sammelbecken der Opposition auch über die Arbeiter hinaus wurde. Neben der Aufbruchstimmung im Zeichen der "Odnowa", der "Erneuerung", dominierte ein Gefühl der Unsicherheit darüber, wie es wohl weitergehen würde. In Polen, aber auch im Westen war die Angst verbreitet, die Sowjetunion könnte militärisch eingreifen, wie sie es 1956 und 1968 gegen ungarische und tschechoslowakische Versuche demonstriert hatte, einen "Sozialismus mit menschlichem Antlitz" zu schaffen.

Besorgte Nachbarn hatten mir daher abgeraten, mich in die polnische Unsicherheit zu wagen. Ich aber wollte die Einladung zur Gastprofessur als intellektuelle Herausforderung unbedingt wahrnehmen - gerade zu jener Zeit und an diesen Ort. Also fuhr ich nach Danzig. In meinem Gepäck hatte ich diesmal wirklich ein Lehrbuch der polnischen Sprache, "Mówimy po polsku" ("Wir sprechen Polnisch"), das ich unterwegs schon studierte, so gut es eben ging. Mein Ehrgeiz war, wenigstens so viel Polnisch zu lernen, dass ich meinen Bremer Studenten die erste Strophe und den Refrain der polnischen Nationalhymne "Jeszcze Polska nie zginęła" ("Noch ist Polen nicht verloren") übersetzen könnte. Ich hatte das große Glück, mit Frau Janina Kaminska an eine Polnischlehrerin am Fremdspracheninstitut in Sopot zu geraten, die meinen durch den knappen Zeitrahmen angespornten Ehrgeiz gleich in der ersten Stunde spürte und mir fortan Einzelunterricht gab. Dank ihrer Hilfe brachte ich es zuletzt immerhin zu einfachstem small talk auf Polnisch.

Sofort nach meiner Ankunft in Danzig nahm mich die Atmosphäre der Stadt gefangen. Hier wurde nicht nur ganz aktuell Geschichte geschrieben, Geschichte war auch im Stadtbild überall präsent. Danzigs Rolle als Schnittpunkt gemeinsamer deutsch-polnischer Vergangenheit offenbarte sich durch zahlreiche Baudenkmäler aus deutscher Zeit, die von den Polen nach 1945 liebevoll restauriert wurden, zum Teil mit Inschriften in deutscher Sprache. Diese Rolle spiegelte sich auch in persönlichen Biographien. So fragte mich eine Dolmetscherin der Stadtverwaltung, die 1945 als Fünffährige mit ihrer deutschen

Mutter in Danzig geblieben und als Polin aufgewachsen war: "Sie als Historiker, können Sie mir sagen: Ist die Geschichte Danzigs deutsch oder polnisch?" Ohne Zögern, antwortete ich: "Beides - deutsch und polnisch." Und ich deutete wenigstens stichwortartig die Komplexitäten der deutsch-polnischen Beziehungen an, die sich gerade in Danzig aufdrängen: Die Anfänge Gdansk's vor 1000 Jahren sind eindeutig slawischer, wenn auch kaum polnischer Wurzel. Die Stadt nahm im Zuge der deutschen Ostkolonisation ihren Aufstieg als überwiegend deutschsprachige Handelsstadt. Mit Polen war sie durch ihre besondere geographische Lage verbunden, als Ausfuhrhafen für das gesamte Weichselbecken, also für Polen. Nach einem Jahrhundert drückender Herrschaft unter dem ungeliebten Deutschen Orden unterstellte sich Danzig 1454 der polnischen Krone, behauptete aber eine weitgehende politische, kulturelle wie religiöse Autonomie. Mit der 2. Teilung Polens im Jahr 1793 kam Danzig erstmals zu Preußen, wurde aber nach dessen Niederlage gegen Napoleon 1807 als Freie Stadt dem König von Sachsen unterstellt, der zugleich Oberhaupt des polnischen Herzogtums Warschau war. Nach der Niederlage Napoleons fiel die Stadt mit dem Wiener Kongress 1815 wieder an Preußen: Danzig wurde preußische Provinzstadt und blieb es bis 1920. Der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg folgte die Wiederherstellung des polnischen Staates; Danzig wurde in einer komplizierten staatsrechtlichen Konstruktion wiederum Freie Stadt: Auf der einen Seite stand eine deutsche Bevölkerungsmehrheit von ca. 90%, die sich selbst regierte und der NSDAP bereits 1933 die Mehrheit in der Stadt verschaffte; auf der anderen Seite stand die II. Polnische Republik, die die Außenvertretung Danzigs übernahm und damit die, wenn auch verdünnte Souveränität über Danzig ausübte. Über dem Ganzen schwebte zwischen den beiden Weltkriegen der Völkerbund als eher moralische Aufsichtsinstanz. Nachdem der Zweite Weltkrieg in und über Danzig ausgebrochen war, wurde Danzig 1939 mit Gewalt rein deutsch, im Gegenschlag, nach der Zerstörung seiner Altstadt durch die Rote Armee im Frühjahr 1945 rein polnisch, mit nur einigen tausend deutschen Danzigern, die in ihrer Heimat blieben.

Im kommunistischen Polen entwickelte sich Danzig zu einem Kristallisationspunkt des politischen Protests gegen das kommunistische Regime: Schon 1970 war die Stadt (neben Stettin) das Zentrum von Arbeiterprotesten gegen massive Preiserhöhungen, die in die blutigen Dezember-Unruhen mündeten und den Rücktritt von Wladyslaw Gomulka als Staats- und Parteichef erzwangen.

Bei meiner Ankunft im Oktober 1980 war Danzig abermals das Zentrum der Oppositionsbewegung, hier befand sich das Hauptquartier der Solidarnosc. Die vielen Abzeichen der Solidarnosc und die Nationalfarben Rot-Weiß waren nicht zu übersehen. Fast völlig fehlten dagegen die Insignien der Kommunistischen Partei. So hing am Jahrestag der Oktoberrevolution nur am Parteihaus pflichtgemäß eine einsame rote Fahne. Auf einem meiner beiden Besuche beim Solidarnosc-Vorstand bemerkte ich, wie jung seine politischen Berater waren. Die etwas Älteren waren meist Gewerkschafter, die Jüngeren waren Akademiker und zwar durchweg - Historiker. Beeindruckend waren die Medien, die sich Solidarnosc damals selbst schuf - Nachrichtenbulletins, auch per Lautsprecher, die aus ihrer Zentrale übertragen wurden, sowie Vorträge mit hunderten Zuhörern in überfüllten Sälen. Einmal hörte ich auch Adam Michnik. In Danzig, damals Polens heimliche politische Hauptstadt, zirkulierte der Witz: In der Satzung der Solidarnosc lautet Artikel 1: "Danzig wird nicht Polens Hauptstadt."

So entpuppte sich Danzig für mich als Schaufenster in die Krise des Realsozialismus in Polen und im gesamten Ostblock. Darüber, warum gerade in Danzig die polnische Untergrund-Opposition zuerst offen durchbrach, nach den Unruhen vom Dezember 1970 nun auch im August 1980, hatten meine polnischen Gesprächspartner eine plausible Erklärung: Im Haupthafen für Polens Außenhandel liefen viele Informationen für die arbeitende Bevölkerung zusammen. Die Danziger waren daher besonders gut unterrichtet, z.B. über Modalitäten des Handelsverkehrs mit der Sowjetunion: So bestellte Moskau bei Danziger Werften Schiffe mit moderner Elektronik, die Polen gegen harte Devisen im Westen einkaufen musste, zahlte aber nur in Rubel.

III.

Was mir nach meiner Ankunft sofort auffiel, zumal gegenüber früheren Besuchen in Ländern des damaligen Ostblocks, war das schier ungehemmte Redebedürfnis der Polen über ihre Lage: Mir kam das sehr entgegen, denn wegen meiner Sprachbarriere konnte ich weder Nachrichten hören noch Zeitungen lesen. Mit dem Handicap konnte ich recht gut leben, denn in den offiziellen Medien fehlten ohnehin die entscheidenden Informationen. Wie in allen realsozialistischen Ländern blieb der politische Prozess auch in Polen im Dunkeln, wurde für die Öffentlichkeit kastriert durch die Verfahren des "demokratischen Zentralismus" und die Zensur. So war ich doppelt auf meine polnischen Gesprächspartner angewiesen, die wiederum meine Neugierde gerne befriedigten und das Gespräch ihrerseits suchten. Ihr Rede- und Diskussionsbedürfnis war Ausdruck einer Befreiung: Immer wieder betonten Gesprächspartner, dass sie das, was sie gerade erzählten, vor wenigen Monaten auf offener Straße nicht zu äußern gewagt hätten, ohne sich durch Seitenblicke zu vergewissern, dass ihnen niemand zuhörte. All dies war nun wie weggeblasen: Sobald jemand erfuhr, dass ich aus Deutschland kam, zunächst die Frage: "Ost oder West?" Nach der Auskunft "West" folgte meist sofort die Frage: "Was halten Sie von der Situation in Polen?". Es dauerte einige Zeit, bis ich die damals übliche Sprachregelung lernte: "Situacja jest trudna i skomplikowana" - "Die Situation ist schwierig und kompliziert."

Von allen Seiten hörte ich von Erfahrungen aus den Augusttagen, die auf den Verlust jeglichen Vertrauens in die eigene Regierung, ein neues nationales Selbstbewusstsein und die Ablehnung des Kommunismus schließen ließen. Vor allem die polnischen Medien hätten über die August-Ereignisse nur Desinformationen und Lügen verbreitet, besonders über die Situation in Danzig. Hohes Lob zollten meine Gesprächspartner dagegen den westlichen Rundfunkmeldungen, vor allem der Londoner BBC. Sie hätten sich auf objektive Berichterstattung beschränkt und so durch präzise und wahrheitsgetreue Information den Polen einen großen Dienst erwiesen.

Der Vertrauensschwund griff auch auf andere Gebiete über: Bekannte meinten bitter, mit dem polnischen Geld könnte man genausogut das Badezimmer tapezieren. Das erste Mal hörte ich von etwas, was es in einem kommunistischen Land eigentlich gar nicht geben durfte - Inflation. Ich hörte Zahlen, deren Bedeutung mir sofort einleuchtete: Der Sowjetblock gäbe 15% seines Brutto sozialprodukt für Rüstung aus, der Westen, je nach Land, zwischen 3 und 6%. Mit einer solchen, durch Ideologie und Machtpolitik selbst auferlegten Rüstungslast konnte der Sowjetkommunismus ökonomisch nie auf einen grünen Zweig kommen.

In den Wintermonaten verschärfte sich der Mangel an Grundversorgung. Die Beschaffung von Kartoffeln wurde jetzt zu einem ernstem Problem. In vielen Geschäften gab es weder Butter noch Zucker, selbst für Toilettenpapier musste man oft stundenlang anstehen. All dies gab es in den Restaurants, Hotels und öffentlichen Kantinen, doch für Privathaushalte wurde die Versorgungslage zunehmend katastrophal. Grimmiger Galgenhumor im Blick nach Osten tröstete über die Engpässe: Ein ungarischer Witz, der mir in Danzig erzählt wurde, sprach Bände über die gemeinsame Abneigung gegen die Sowjets. Zugleich war der Witz Ausdruck der Solidarisierung der Ungarn mit den Polen, getreu der historischen Parole aus dem 19. Jahrhundert: "Eure Freiheit, unsere Freiheit!". Frage: "Was ist der Unterschied zwischen Polen und der Sowjetunion?" Antwort: "In Polen gibt es noch Schlangen." Wurde in meiner Zeit in Danzig einmal von Schlangen in Moskau berichtet, so nach - Kohl. Selbst Brot war offenbar knapp.

Die Streiks waren in Wirklichkeit eher demonstrativer Protest unter nationalen Vorzeichen, denn häufig lief die Arbeit, von der Außenwelt kaum bemerkt, weitgehend weiter. So beschränkten sich "streikende" Ärzte und Pfleger in Krankenhäusern darauf, am Gebäude die Nationalflagge zu hissen und rot-weiße Armbinden zum Zeichen ihrer Solidarität mit den Streikenden zu tragen. An der Universität erlebte ich zwei einstündige Solidaritätsstreiks. Überhaupt erinnerte hier vieles an die jähe Politisierung der Studenten im Westen seit 1968: So standen im Foyer der Philosophischen Fakultät zwei kleine, handgemalte Plakate mit aufreißbaren Texten. Sie zitierten historische Reden

handgemalte Plakate mit aufmüpfigen Texten. Sie zitierten nittersinnig Karl Marx: "Die beste Form der Zensur ist ihre Aufhebung" und Wladimir Iljitsch Lenin "Ein Polizeistaat ist ein Staat, in dem ein Polizist mehr verdient als ein Lehrer".

Es gab natürlich auch deutliche Unterschiede zwischen den politischen Protest-Bewegungen in Ost und West: So verstand ich vom Vortrag des Warschauer Kollegen Jerzy Holzer vor Solidarnosc-Studenten im November 1980 fast nur "Kommunismus", "PPS" (also die Polnische Sozialistische Partei), "Opportunismus" und - "totalitär". In der bundesdeutschen Linken war "totalitär" damals ein verpönte Begriff: Wer ihn verwendete galt automatisch als Antikommunist, denn er hatte sich der größten ideologischen Sünde schuldig gemacht, die man in jenen Zeiten begehen konnte: Er stellte Faschismus und Kommunismus auf eine Stufe. Der ehemalige Kanzler der Universität Gdansk, Henryk Weyna, bei dem ich auch mein Polnisch einüben konnte, gab mir auf langen Spaziergängen wertvolle Einblicke in die Realität des polnischen Realsozialismus. Als er hörte, dass es bei uns in der Bundesrepublik Kommunisten gibt, meinte er ironisch: "Schickt sie für ein Jahr zu uns und lasst sie unter polnischen Bedingungen leben. Dann sind sie vom Kommunismus geheilt - für zwei Generationen."

Unvergesslich bleibt mir auch Weynas Einführung in die polnische Vorliebe für Wortspiele mit politischem Hinter- und Untergrund: Er berichtete, wie eines Tages der Chefpropagandist des kommunistischen Regimes, Ryszard Wojna, nach Danzig kam. Wojna, der unter oppositionellen Polen als polnischer Goebbels galt, musste bei einer öffentlichen Veranstaltung gute Mine zum bösen Spiel machen, als die Arbeiter seinen Namen zu einem Wortspiel nutzten: "Wojna" heißt übersetzt "Krieg" und so riefen seine Zuhörer: "Nigdy wiéce Wojny!" - "Nie wieder Krieg!", aber eben auch "Nie wieder Wojna!".

Immer wieder kam auch die Rede auf die blutigen Unruhen im Dezember 1970. Ein aufschlussreiches Detail steuerte der Atomphysiker und spätere Präsident des ersten frei gewählten Danziger Stadtparlaments Andrzej Januszajtis bei, der einer der besten Kenner der Kultur und Geschichte Danzigs ist: Nachdem die Danziger Armeegarnison im Einsatz gegen die Danziger Bevölkerung versagt hatte, schickte Warschau Panzerverbände aus dem Süden. Ihnen wurde erklärt, die Bundeswehr sei in Danzig gelandet - eine offensichtliche Lüge, nur sieben Tage nach der Unterzeichnung des Warschauer Vertrags mit der Bundesrepublik. Die polnischen Soldaten glaubten jedoch, was ihnen gesagt wurde, und beschossen, als sie in Danzig einrückten, Personen auf der Straße. Als diese auf Polnisch aufschrien, kamen die Soldaten aus ihren Panzern hervor und erklärten, warum sie geschossen hatten. Schon 1970 war ein starkes Stück Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der eigenen Regierung zerstört.

IV.

Weniger noch als der eigenen Regierung trauten die Polen jedoch der Sowjetunion. So war Angst vor einem Eingreifen des "Großen Bruders" eine stete Begleiterin jener Tage. Für mich begann der Anschauungsunterricht bereits unmittelbar nach meiner Ankunft in Danzig, als mir der inzwischen verstorbene Historiker-Kollege Jerzy Godlewski sagte, draußen in der Danziger Bucht lägen schon in Sichtweite sowjetische Kriegsschiffe. Zwar kam ich nicht dazu, die Aussage mit eigenen Augen zu überprüfen, doch war dieser tiefe Schatten der Angst vor einer Intervention wie in Ungarn 1956 oder in Prag 1968 so präsent, dass allein diese aus historischen Erfahrungen gespeiste Erwartung, die ein Westler so intensiv nur vor Ort miterleben konnte, Reste meiner wohlmeinender Illusionen über den Realsozialismus tötete.

Die Befürchtungen verdichteten sich in den letzten Wochen des Jahres 1980: Mitte Dezember sollte unmittelbar vor der Danziger Lenin-Werft ein Denkmal für die Opfer der Unruhen von 1970 eingeweiht werden. Viele Polen erwarteten, dass die Sowjets dies als offene Provokation verstehen und einmarschieren würden.

Für mich verband sich die Gedenkfeier, die als nationales Ereignis mit Regierungsbeteiligung sogar im Fernsehen übertragen wurde, mit einem besonders bewegendem Erlebnis: Im Rahmen der Feierlichkeiten sand der Chor

der Medizinischen Akademie in der Brigitten-Kirche das "Mozart Requiem". Da ich gerade in einem Bremer Oratorienchor zu singen angefangen hatte, durfte ich mitproben und mitsingen. Viele lehrreiche Elemente kamen für mich zusammen: Schon die Wahl des Ortes hatte es in sich: Die Brigitten-Kirche lag unmittelbar neben der Danziger Lenin-Werft, dem Zentrum der aktuellen Oppositionsbewegung. Zudem war sie so etwas wie das geistliche Zentrum der Solidarnosc, denn u.a. predigte hier Maciej Jankowski, der Beichtvater Lech Walesas.

Die Wahl des Musikstücks demonstrierte, für die Polen natürlich eine Selbstverständlichkeit, den polnischen Willen, zu Europa oder genauer: zum lateinischen Europa zu gehören: Kein orthodoxer Trauergesang, sondern das Mozart-Requiem, eine lateinische Totenmesse, erklang zu Ehren der Opfer der Unruhen vom Dezember 1970. Natürlich war mir der Unterschied zwischen dem lateinischen Polen und dem orthodoxen Russland schon vorher klar. Aber das Mozart-Requiem in Danzig machte abstrakt-theoretisches Wissen konkret und wurde zum Anstoß für meine Konzeption von der gemeinsamen Identität des lateinischen Europa.

Auch die Notenblätter für die Einzelstimmen warfen ein Schlaglicht in die wechselvolle deutsch-polnische Geschichte Danzigs: Sie stammten noch aus einem deutschen Fundus von vor dem Ersten Weltkrieg und waren nach dem Krieg in polnische Hände übergegangen. Auf ihnen prangte jetzt ein Stempel mit dem Symbol der Solidarnosc.

Zu den symbolträchtigen Details des Festkonzerts gehörte zudem, dass am Ende der Generalprobe und des Konzertes, für mich überraschend, die polnische Nationalhymne erklang, von Chor und Publikum gesungen, so dass ich in der Brigitten-Kirche zum ersten Mal "Jeszcze Polska nie zginela" in voller Länge hörte: eine politische Demonstration im Kirchenraum. Da die Kirche ganz in den Nationalfarben Rot-Weiß ausgeschlagen war, erlebte ich hautnah die überragende Bedeutung der katholischen Kirche zur Bewahrung der nationalen Identität Polens. Nur am Rande sei erwähnt, dass ich mir in einer Sangespause während der Proben von einem Mitsänger die beiden ersten Strophen und den Refrain der Nationalhymne "Jeszcze Polska" aufschreiben ließ, um den Text zu lernen und zu verstehen.

Kennzeichnend für die damalige brisante Stimmung war, dass der Chorleiter große Schwierigkeiten hatte, Solisten für das Festkonzert zu finden: Die meisten hatten Angst vor möglichen Repressalien. Ich selbst stellte mich beim Konzert in die letzte Reihe und machte mich möglichst klein, um nicht als "Agent des Imperialismus" aufzufallen und so Gefahr zu laufen, die Sache durch meine Anwesenheit in ein falsches Licht zu rücken und womöglich meinen Mitsängern zu schaden.

Da die Danziger für jene Tage die sowjetische Militärintervention erwarteten, fragten sie mich nach meiner Meinung, je näher der kritische Tag heranrückte, umso häufiger: "Kommen sie, oder kommen sie nicht?", so lautete die 100-Dollar-Frage der polnischen Gesellschaft, wie meine Polnischlehrerin meinte. Am Tag vor der Einweihungsfeier hörte ich ein Dutzend Mal dieselbe Frage. Rasch legte ich mir eine diplomatische Antwort zurecht, um mich elegant aus der Affäre zu ziehen: "Ich habe keinen heißen Draht zu den alten Männern im Kreml. Aber nach historischen Präzedenzfällen, die Sie kennen, kommen sie. Wenn sie intelligent sind, kommen sie nicht und bevorzugen eine interne Lösung. Ich weiß nicht, wie intelligent die alten Männer im Kreml sind."

Immer wieder hörte ich damals: "Wenn sie kommen, kämpfen wir. Wir sind keine Tschechen!". Meine Polnischlehrerin zeigte mir auf ihrem Balkon die polnische Nationalfahne und sagte, sie hätte auch schon Molotowcocktails vorbereitet. Ob sie die Brandflaschen wirklich gegen sowjetische Panzer geworfen hätte, ist eine andere Frage. Aber bereits ihre Bemerkung gab einen tiefen Einblick in die allgemeine Stimmung, weil ich mir längst zu eigen gemacht hatte, punktuelle oder individuelle Beobachtungen in aller gebotenen Vorsicht in die Gesellschaft hochzurechnen, also zu verallgemeinern. Die Anwesenheit

eines Westlers wirkte auf meine Gesprächspartner offenbar beruhigend. Ein älterer Herr meinte, nachdem ich meine Standardantwort gegeben hatte, mit polnischer Grandezza: "Wenn sie kommen, stehen Sie unter dem Schutz des polnischen Volkes!". Dabei hielt er eine Hand über meinen Kopf, als wolle er mich zugleich beschützen und - segnen.

So waren am Abend vor der Denkmaleinweihung auch meine Nerven gespannt: Einmal hörte ich in der Stille der Nacht im Assistentenwohnheim in der Ulica Polanki lautes Motorengeräusch, und dachte: "Jetzt kommen sie". Aber es waren nur die Motoren eines Flugzeugs vom nicht weit entfernten Flugplatz. Bald danach schreckte ich aus dem für meine Verhältnisse ungewöhnlich leichten Schlaf empor, aufgeweckt durch ein harträckiges Summen - "Doch Panzer?" Als ich den Kopf aus dem Fenster streckte, um besser hören zu können, entdeckte ich, dass das Geräusch von der Lampe unter meinem Fenster kam.

Im hyperselbstkritischen Westen, wo fortschrittliche Menschen den Polen böse waren, dass sie mit ihrem Aufbegehren den Weltfrieden bedrohten, war oft zu hören, die Furcht vor einer sowjetischen Militärintervention sei nur antikommunistische Mache westlicher Medien gewesen. Aber die subjektive Furcht der Polen war keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern durchaus begründet, wie wir heute wissen: Besonders die DDR unter Honecker hatte in Moskau seit den Auguststreiks auf eine Militärintervention in Polen gedrängt.

Dafür sprechen auch Beobachtungen meines Bremer Kollegen Wolfgang Eichwede, der im selben Wintersemester 1980/81 in Moskau weilte. Am meisten beeindruckte mich seine Mitteilung, dass abgesehen von einem sowjetischen Kollegen, es alle seine Gesprächspartner als selbstverständlich angesehen hätten, dass "nasi tanki", also "unsere Panzer", in Polen einrücken würden, um endlich Ordnung zu schaffen. Er berichtete von einem Professor aus Leningrad, der mit einigen Freunden zu einem früheren Studienkollegen, der Stellvertretender Außenminister geworden war, nach Moskau gefahren war, um im Einklang mit dem Volksempfinden für eine Intervention in Polen zu plädieren. Der Stellvertretende Außenminister jedoch habe ihnen geantwortet: "Wir können nicht, wegen Afghanistan". Nur ein Jahr nach Beginn des Afghanistankrieges war also die sowjetische Machtvollkommenheit schon im Kern erschüttert.

Das deckte sich mit meinen Erfahrungen in Polen. Eine polnische Bekannte meinte: "Wir wissen ganz genau: Unsere gegenwärtige relative Freiheit haben wir nur den Afghanen zu verdanken." Der Afghanistankrieg im Osten band die Sowjetunion und hinderte sie, im Westen die aufmüpfigen Polen niederzuwalzen, wie sie es mit den Ungarn 1956 und den Tschechen und Slowaken 1968 getan hatten. Damit enthüllte sich der Ostblock als System kommunizierender Röhren: Unruhen in einem Land ermutigten die Opposition in anderen Ländern, interne Spannungen pflanzten sich fort. Aus der Ferne, mit einem Minimum an Kenntnissen der Weltgeschichte und ihrer historischen Mechanismen, dazu der Geographie Afghanistans und der Mentalität seiner Bewohner war mir sofort nach Beginn des Afghanistankrieges klar, dass er Anfang vom Ende der Sowjetunion würde.

Die chronische Polenkrise fügte sich seit dem August 1980 als zweites Element in eine Kettenreaktion ein, die das Sowjetreich von innen her zerriss. Hier offenbarte sich erstmals die anhebende Agonie, in die sich die Sowjetunion mit ihrem Afghanistankrieg selbst gestürzt hatte und die schließlich in ihre Selbstauflösung 1991 mündete. Es war die typische vorrevolutionäre Situation erreicht, die Alexis de Tocqueville schon für das französische Ancien Régime vor der Französischen Revolution 1789 beschrieben hatte, wie sie später auch marxistische Revolutionstheorie immer wieder genüsslich ausmalte: Was auch immer die Regierung von einem bestimmten Krisenstadium an tut (oder auch nicht tut), stets arbeitet sie dem eigenen Sturz in die Hände. Dieser Aporie konnte weder das polnische Regime noch die Sowjetunion entrinnen. Polen als Labor im Kleinen für kommende Veränderungen im Großen - das war für mich der allergrößte politische Lerngewinn aus meinem Aufenthalt in Danzig in jenem denkwürdigen Winter 1980/81.

Die These ließ sich, in aller Behutsamkeit auch schon vor Studenten des verstorbenen Danziger Kollegen Jerzy Godlewski andeuten, der mich im Januar 1981 eingeladen hatte, vor einem Kreis von etwa zehn nationaloppositionellen Studenten meine Ansichten zur Lage Polens zu äußern. Obwohl wir in seiner Privatwohnung sprachen, musste ich damit rechnen, dass der Geheimdienst mithören und mich oder Studenten in Schwierigkeiten bringen würde. Daher konnte ich zwar für die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart offen sprechen, für die Zukunft Perspektiven aber nur verschlüsselt andeuten. Immerhin sprach ich von "kommenden großen Veränderungen", die den Polen eine besondere Verantwortung zuweisen würden: Als größter nationaler Faktor im Sowjetblock außerhalb der Sowjetunion dürften sie nicht in nationalen Chauvinismus verfallen. Vielmehr würde sich als Instrument für eine neue Ordnung der Staaten des Ostblocks das Prinzip der Konföderationen gleichberechtigter Nationalstaaten anbieten, die frei von Hegemonialzwängen interagieren würden.

Unvergesslich bleibt die Verknüpfung zwischen Polens verlorenen Ostgebieten und der deutschen Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze: Ein Student, inzwischen Dozent am Historischen Institut der Universität Gdansk, erkundigte sich nach der bundesdeutschen Stellung zur Oder-Neiße-Grenze. Als ich meiner Überzeugung Ausdruck gab, dass die große Mehrheit der Bundesdeutschen die Oder-Neiße-Grenze tatsächlich anerkenne, war er befriedigt. Kurz darauf brachte er jedoch selbst die polnischen Ostgebiete östlich des Bug zur Sprache und meinte auf eine Zwischenfrage von mir: "Wir sprechen jeden Abend über unsere Ostgebiete." Darauf warnte ich: "Wenn Polen seine Ostgebiete zurückverlangt, kommt alles ins Rutschen. Dann würden auch deutsche Revisionsforderungen wieder nach Osten laut."

Auch sonst wurden mir die Schwierigkeiten deutsch-polnischer Nachbarschaft dank der Danziger Erfahrungen immer klarer. So kristallisierte sich, verstärkt durch andere Überlegungen, eine Konzeption der deutsch-polnischen Beziehungen und Problematik deutscher Ostpolitik heraus: Deutsche Ostpolitik seit Russlands Aufstieg zur Hegemonialmacht über Osteuropa schwankte zwischen einem guten Einvernehmen mit dem mächtigeren Russland auf Kosten Polens, bis hin zu den Teilungen Polens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, auf der einen Seite und, war Polen aufgeteilt und national quasi-verdaut, der Feindschaft mit Russland, wie sie sich in den beiden Weltkriegen und (beschränkt auf Westdeutschland) im Kalten Krieg zeigte, auf der anderen Seite.

In solchen historischen Perspektiven erklärt sich die Politik der beiden deutschen Teilstaaten in der polnischen Krise 1980/81: Einerseits übte die Honecker-DDR Pressionen auf die Volksrepublik Polen aus, bis hin zur unterschweligen Drohung mit einer neuen Teilung Polens zwischen der Sowjetunion und der DDR; andererseits reagierte die sozialliberale Koalition der Bundesrepublik mit großer Skepsis auf die Solidarnosc und nahm die spätere Verhängung des Kriegszustands ohne große Reaktion hin, weil gute Beziehungen zu Moskau absolute Priorität für die bundesdeutsche Ostpolitik hatten. Dies kam einem faktischen Appeasement gegenüber der Sowjetunion gleich. Demgegenüber nahm sich die Welle von Paketsendungen aus der Bundesrepublik für das zum Sozialfall gewordene sozialistische Polen wie ein Versuch zur Kompensation eines schlechten Gewissens für die blamable Haltung der eigenen Regierung aus.

Es bestätigte sich für mich eindrucksvoll eine frühere Erkenntnis, dass Polen in seiner politischen Kultur teilweise stärker westlich orientiert war als Deutschland. Erst in Danzig erschlossen sich mir die tieferen Gründe, abzuleiten aus Erfahrungen deutscher Ost- und russischer Westpolitik, zentriert auf Polen zwischen Deutschen und Russen. Den Schlüssel zum Verständnis lieferte Machiavelli, der mit einem seiner brutalen Realismen einen universalen historischen Mechanismus auf den Punkt brachte: Der Nachbar ist der Feind. Also ist der Nachbar des Nachbarn der natürliche Verbündete.

Für das deutsch-polnische Verhältnis, erweitert um Frankreich im Westen und Russland im Osten, lassen sich 1000 Jahre internationale Beziehungen und

Kulturgeschichte zwischen den vier Völkern mit diesem Diktum mühsam entwirren: Deutschland und Russland suchten, wie auch immer politisch organisiert, Polen niederzuhalten und aufzuteilen. Waren sie machtpolitisch Nachbarn geworden, so wurden sie, früher oder später selbst Feinde und gerieten aneinander. Polen suchte sich seiner übermächtigen Nachbarn zu erwehren, indem es auf Frankreich, im westlichen Rücken Deutschlands, setzte. In einem Fall, nämlich im russisch-japanischen Krieg 1905, stellte sich der nationale polnische Sozialist Józef Pilsudski sogar auf die Seite Japans im östlichen Rücken Russlands.

Besonders erbitterte 1980 viele Polen die - realistische - Erwartung, bei einer Intervention des Ostblocks könnten deutsche Truppen, aus der DDR, Polen wieder besetzen und es gar gemeinsam mit der Sowjetunion erneut aufteilen. Kurz vor meiner Rückkehr nach Bremen Ende Januar 1981 war über den üblichen Gerüchteweg zu hören, 300 polnische Offiziere hätten in einem gemeinsamen Brief an Verteidigungsminister Wojciech Jaruzelski angekündigt, sollten sich DDR-Truppen an einer Invasion der Ostblockstaaten aus Ost und West beteiligen, würden sie kämpfen.

Der letzte politische Witz, den ich vor meiner Rückkehr hörte, brachte die Sache emotional auf den Punkt: "Sollte Polen von Ost und West angegriffen werden, auf wen würden sich die Polen zuerst stürzen, auf die Sowjetarmee oder auf die DDR-Soldaten?" - natürlich, in polnischer Ritterromantik, nur um zu siegen: Die Antwort: Zuerst die DDR, dann die Sowjetunion: "Najpierw obowiazek, potem przjiemnosci!" - "Zuerst die Arbeit und dann das Vergnügen".

Nun, die Rote Armee und die Volksarmee kamen bekanntlich nicht, sondern die Sowjetunion bevorzugte die "interne Lösung": Um einer Intervention zuvor zu kommen, verhängte Jaruzelski, inzwischen zum Ministerpräsidenten und Ersten Sekretär des ZK der Polnischen Arbeiterpartei aufgestiegen, am 13. Dezember 1981 den Kriegszustand. Die Solidarnosc wurde zunächst "suspendiert", ein Jahr später auch formell verboten, führende Gewerkschafter und Intellektuelle wurden inhaftiert, wichtige Betriebe militarisiert, Streiks untersagt, Ausgangssperre und Zensur verschärft. Seit dem Tod Breschnews Ende 1982 wurden die Repressionen zwar gelockert, der Erosionsprozess jedoch setzte sich in Polen unerbittlich fort - bis hin zur Implosion des Sowjetsystems in den Jahren 1989 bis 1991.

V.

Neben der Einsicht in die Unreformierbarkeit des realen Sozialismus in Osteuropa war die nachhaltigste Erfahrung meiner Danziger Zeit im Nachhinein sicherlich die langfristige historische Perspektive, die sich eröffnete: In Danzig und am stärksten im Zusammenhang mit der Aufführung des Mozart-Requiems in der Brigitten-Kirche erlebte ich unmittelbar und spontan, was sich mir später durch weitere historische Reflexion und Abstraktion deutlicher erschloss - die Latinität Europas. Das emphatische Bekenntnis der Polen zu Europa meinte in Wirklichkeit die Zugehörigkeit zum lateinischen Europa im Unterschied zum orthodoxen Europa, dessen Tradition die Sowjetunion in atheistischer Form verkörperte. Diese Unterscheidung bestätigten die Völker Ostmitteleuropas später zusätzlich, als sie in der Sowjet-Agonie mit aller Macht ins Europa der Europäischen Gemeinschaft strebten, das nun einmal überwältigend lateinisch geprägt ist.

Als stärkstes Kennzeichen dieses Kulturraums kristallisierte sich für mich allmählich ein Prinzip heraus, das uns im Westeuropa so selbstverständlich ist, dass wir eigentlich nie darüber nachdenken: Erst der Danziger Anschauungsunterricht führte mir die Bedeutung der "sily spolezne", der "gesellschaftliche Kräfte" wie es im Polnischen heißt, richtig vor Augen. Den Begriff, für den es im Deutschen keine direkte Entsprechung gibt, hörte ich zuerst beim Sammeln von Spenden für das Denkmal vor der Lenin-Werft: Die Solidarnosc-Anhänger forderten die Kontrolle der Regierung durch die Gesellschaft. Selbst im totalitären Volkspolen war dieses Prinzip also mit Händen zu greifen. Im Jahrzehnt der Sowjetagonie wuchs daraus bei mir die Konzeption von der Selbstorganisation der Gesellschaft im lateinischen Europa (im wesentlichen) von unten, die seit dem frühen Mittelalter zum

(im Wesentlichen) von unten, die sich dem Namen hinterher zum konstituierenden Merkmal dieses Kulturkreises wurde. Das lateinisch Europa unterscheidet sich in diesem Punkt fundamental von allen anderen uns bekannten Gesellschaften: Selbstorganisation von unten legte hier die Wurzeln für moderne Demokratie und Menschenrechte.

Präzisierend reifte aus der lebendigen musikalischen Danziger Erfahrung allmählich die Konzeption von den vier großen Strukturgrenzen Europas, die als gewichtige Faktoren die Geschichte unseres Kontinents viel stärker steuern, als kurzatmige politische Aktualitäten ahnen lassen:

Die erste Strukturgrenze ist der römische Limes, der ein lateinisches Alt-Europa ungefähr entlang der Donau und des Rheins von einem später hinzutretenden jüngeren lateinischen Europa abtrennte. Hier wirkten Recht und Kultur des Römischen Reiches unterschwellig auch nach der Völkerwanderungszeit weiter.

Die Grenze zwischen Latinität und Orthodoxie, die sich seit der Teilung des Römischen Reiches im Jahr 395 auftat, markiert die zweite Strukturgrenze: Sie lud sich allmählich politisch, kulturell und religiös-kirchlich so sehr auf, dass sie zur entscheidenden Demarkationslinie für die Zugehörigkeit zum lateinischen Europa wurde.

Milder wirkte die Strukturgrenze ungefähr entlang der Linie Elbe - Saale - Böhmerwald, die sich seit dem symbolischen Jahr 800 abzeichnete. Dort grenzte das Reich Karls des Großen an die noch heidnischen, überwiegend von Slawen bewohnte Regionen Osteuropas. Seit dem Aufkommen der Gutswirtschaft und der zweiten Leibeigenschaft östlich dieser Linie ab 1492/98, erhielt diese dritte Strukturgrenze eine zusätzliche soziokulturelle Prägung: Während die Bauern im Westen tendenziell frei wurden und auf eigene Rechnung produzierten und sich ein städtisches Bürgertum als soziale Grundlage des bürgerlichen Rechts- und Verfassungsstaates entwickelte, erhielten die Bauern im Osten eine sklavenähnliche Stellung in einer weiterhin überwiegend autokratisch, d.h. von oben, organisierten Gesellschaft.

Eine vierte Strukturgrenze entwickelte sich seit dem 16. Jahrhundert mit Reformation und Gegenreformation. Sie spielte unter anderem eine Rolle im Verhältnis zwischen dem historisch überwiegend deutschen und protestantischen Danzig zum überwiegend katholischen Polen.

Aus der Analyse der Strukturgrenzen enthüllte sich mir allmählich ein Zivilisations-, Wohlstands- und Prestigegefälle in Europa, das sich seit Ankunft der antiken Zivilisation mit dem Imperium Romanum entfaltete und sich über 2000 Jahre hartnäckig hält. Gerade weil ich als gebürtiger Frankfurter mit allen Vorurteilen eines "Westlers" gegen den Osten aufgewachsen war und mich mühsam von diesen Vorurteile befreien musste, regten mich Vorurteile von Polen gegenüber östlichen Nachbarn zu dieser Einsicht an. Ursprünglich kam die Zivilisation in Europa aus dem Süden, das Zivilisationsniveau nahm von Süd nach Nord ab. Zu Beginn der Neuzeit aber, spätestens mit der Industrialisierung auch Skandinaviens, kehrte sich die Relation um: Nun ist der Norden grundsätzlich reicher als der Süden. Konstant jedoch blieb, seitdem Caesars Legionen am Rhein auftauchten, ein ehernes West-Ost-Gefälle, dessen Etappen etwa an den großen Flüsse Europas Elbe, Oder, Bug, Dnjepr und Wolga abzulesen sind und das sich bis nach Zentralasien fortsetzt.

Ein 2000 Jahre altes Wohlstands- und Prestigegefälle lässt sich nicht über Nacht abbauen. Aber Europa mit seinen politischen, ökonomischen und kulturellen Institutionen eröffnet die Chance, es allmählich zu mildern, es durch Einsicht in seine welthistorisch strukturelle Gründe wenigstens mental und damit politisch zu entschärfen. Dann verbieten sich auch zivilisationshistorische und moralisierende Überheblichkeiten, weil sich zeigt: Jedes Volk in seiner jeweiligen Position innerhalb des Zivilisations-, Wohlstands- und Prestigegefälle leidet unter einem Gemisch von Überlegenheits- und Minderwertigkeitskomplexen, kulturellen, wirtschaftlichen oder machtpolitischen. Im Allgemeinen sehen die Völker im Westen auf ihre Nachbarn im Osten herab, haben jedoch einen kulturellen Minderwertigkeitskomplex gegenüber ihren traditionell in der Wohlstandsskala höherstehenden westlichen Nachbarn den sie durch

...machtpolitische Bündnisse mit übernächsten Nachbarn, soll sie durch zu kompensieren versuchen.

Heute haben wir die schwierige Aufgabe, Machiavelli konstruktiv zu widerlegen, wenigstens für Europa: Nachdem während des Kalten Krieges die Einigung (West)Europas der Grundlage einer Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland einigermaßen gelang, müssen Deutschland und Polen zu einem entsprechenden Verhältnis gelangen. Auch für Russland und Polen steht eine solche Klärung an, gerade wenn die Souveränität Weißrusslands und der Ukraine sich als vielleicht vorübergehend herausstellen sollte.

Voraussetzung allerdings ist der allseitige Verzicht auf imperiale oder gar hegemoniale Träume, auf die Versuchung, den Nachbarn mit Hilfe von dessen Nachbarn in die Zange zu nehmen und irgendwelche Pressionen auf ihn auszuüben. Die Einsicht in die Relativität von Überlegenheits- und Minderwertigkeitskomplexen im Rahmen des Ost-West- bzw. Nord-Süd-Gefälles, mag helfen, die Notwendigkeit des ökonomischen und politischen Ausgleichs, wie ihn die verschiedenen europäischen Institutionen Europas ermöglichen, deutlicher zu sehen. Den Gewinn grenzüberschreitender Perspektiven durch das Leben und Arbeiten in einer anderen nationalen Gemeinschaft habe ich vielleicht nirgends so intensiv und nachhaltig befruchtend erlebt wie gerade in Gdansk. Dafür danke ich den Danzigern und den Polen insgesamt, die mir diese Einsicht auf ganz unprätentiöse Art ermöglichten.

[zurück](#)